„Von den beiden Landesregierungen und dem Bund schlägt den Sorben ausgesprochenes Wohlwollen entgegen." (S. 429) Köstlin lehnt es ab, dass „man ein ‚eigenes' Volk mystifiziert und allein über Sprache reifiziert". (S. 432) „Es sollte bedacht werden, dass die neue Selbstdefinition als ‚Minderheit' Gefahr läuft, die Sorben aus dem Kontext der Gesellschaft zu lösen, sie zu isolieren." (S. 436 f.) Man könne heute auch nach der Chance fragen, so Köstlin, „die ein Aufwachsen in mehreren Kulturen und den entsprechenden Sprachen – in dieser Reihenfolge – bedeuten kann". (S. 439) Denn Sorbischsein sei immer Fragment, immer „Teil des Lebens" gewesen, „auch wenn das den Akteuren anders erschien". (S. 445) Die Sorben, die seit mehr als einem Jahrtausend Bestandteil der Gesellschaft sind und Kultur, Wirtschaft, Politik etc. im „Siedlungsgebiet" bewusst mitbestimmen, werden eine Zukunft haben. Das ist die feste Überzeugung Köstlins.

So endet der vielschichtige Band, der einen aktuellen Einblick in die internationale sorabistische Forschung bietet, zugleich aber auch die Zukunft der Sorben und ihrer Wissenschaft zur Diskussion stellt, im Grunde ebenso optimistisch, wie er begonnen hat. Denn Dietrich Scholze hatte in seiner Einleitung festgestellt: „Mit realistischem Sinn blicken wir in die Zukunft." Er sei davon überzeugt, dass es auch in fünfzig Jahren noch ein Sorbisches Institut geben werde, und er hoffe, „dass unsere Nachfolger auch in 50 oder 100 Jahren noch ausrufen können wie einst der Humanist Ulrich von Hutten: ‚O saeculum! O litterae! Iuvat vivere!'" (S. 17)

Wilhelm Zeil

Timo Meškank: Kultur besteht – Reich vergeht. Tschechen und Sorben (Wenden) 1914–1945. Mensch & Buch Verlag: Berlin 2000, 264 S.

Aus der knapp fünfseitigen Zusammenfassung des Forschungsstandes zum Thema seiner am Sorbischen Institut Bautzen entstandenen und vom Lehrstuhl für die Geschichte Ostmitteleuropas an der Humboldt-Universität zu Berlin betreuten Dissertation leitet der Autor einen Anspruch ab, der den Leser neugierig macht: „Die gesamte Breite der tschechisch-sorbischen Beziehungen in dem betreffenden Zeitabschnitt darzustellen und der von Prag ausgehenden Internationalisierung des Interesses an der sorbischen Frage nachzugehen, bleibt somit der vorliegenden Untersuchung vorbehalten." (S. 18) In seinen noch knapperen Ausführungen zur Quellenlage stellt er fest: „Das für diese Monographie zusammengetragene Material musste entweder völlig neu erschlossen – zumindest was die Archive in Tschechien betrifft – oder unter dem Blickwinkel der Thematik neu erarbeitet werden." (S. 19) „Die gesamte Breite" des Problems, dargestellt auf der Basis von „völlig neu erschlossen(em)" Material – das sind Ankündigungen, die den Eindruck erwecken, man habe eine Pionierarbeit vor sich. Entsprechend groß war die Neugier auch beim Rezensenten, hatte er doch selbst einmal für den „Lětopis" einen bescheidenen Beitrag zum Thema erarbeitet. Im April 2003, als er um die Besprechung von Meškanks Qualifikationsschrift gebeten wurde, war das ziemlich genau zehn Jahre her.

Die Gliederung des mit 24,50 Euro nicht überteuerten Buches in fünf Kapitel lässt auf eine problemorientierte Wissensordnung des Autors schließen, die ihn gleichwohl nicht dazu führte, jeweils die gesamte Breite der als Untersuchungszeitraum gewählten drei Jahrzehnte zwischen dem Beginn des Ersten und dem Ende des Zweiten Weltkrie-

ges zu behandeln. So enden bspw. die Ausführungen über die Sokol-Bewegung in der Lausitz (Kapitel V) im Jahre 1933, als sich „die zentrale Organisation des sorbischen Sokoltums“, wie der Vf. aus „Serbske Nowiny“ zitiert, „unter dem Druck der Verhältnisse“ aufgelöst hatte (S. 206). Es zählt zu den Vorzügen der Arbeit, dass nicht allein bloße Fakten, wie der in Bautzen getroffene Selbstauflösungsbeschluss vom 9. April 1933, mitgeteilt werden. Auch hinter die Kulissen wird geschaut, in diesem Falle in die Amtsstuben der Sächsischen Staatskanzlei Dresden, von wo aus ein Referent namens Wilisch an den Bautzener Amtshauptmann Sievert mit Datum vom 8. April 1933 den „Entwurf einer Verordnung zur Auflösung des Wendischen Sokols“ gesandt hatte. Der Amtshauptmann hatte es gut, er brauchte keinen Druck auszuüben, konnte bereits nach Wochenfrist vom Einrennen offener Türen schreiben, da „die Auflösung der Sokolvereine schon aus eigner Initiative im Gange“ sei (S. 207). Die Frage ist nun allerdings, was man in Dresden vorab von den bereits länger schwelenden konfessionellen und sozialen Differenzen innerhalb des Sokol wusste, die der Autor – selbst direkter Nachfahr eines der damaligen Aktivisten – ebenso überzeugend wie ausführlich darstellt.

Das Sokol-Kapitel kann aus mindestens zwei Gründen als gelungen gelten. Erstens gibt es ausführlich Aufklärung, was seitens der Tschechischen Sokol-Gemeinde unternommen wurde, um sorbische „Delegationen“ bei den zentralen Turner-Treffen in Prag begrüßen zu können. 1920 waren es 15 Sorben, die den Prager Veranstaltern Kosten von 2 000 Kronen verursachten, sich dafür aber – so der Vf. – „größter Aufmerksamkeit und ungeteilten Wohlwollens“ erfreuten (S. 180 f.). 1926 hatte sich nicht nur die Größe der Delegation vervielfacht (auf 150, darunter zwei Drittel aktive Sportler), sondern auch der Grad der Behinderung durch die preußischen und sächsischen Behörden, die aus ihren Einzugsgebieten stammenden Turner gemeinsam ins südliche Nachbarland reisen zu lassen. 1932 schließlich waren nur mehr 35 Sportler im riesigen Prager Stadionrund aktiv – dafür aber allein, nachdem die Formation von 20 000 Turnern ausgezogen war (S. 193). Der zweite Grund für das Gelingen des besagten Kapitels liegt in der Erweiterung des Beobachtungshorizonts über die tschechisch-sorbischen Beziehungen hinaus auf die Kontakte zu polnischen und südslawischen Sokoln.

Auch in den vorangehenden Kapiteln II bis IV wird der Großteil des Beobachtungszeitraums – bildlich gesprochen – im Spiel zwischen kleinem Tele- und Weitwinkelobjektiv „überstrichen“. Dabei vermag es Meškank, auf der Basis einer eingangs ungewöhnlich detailliert aufgezählten Quellenbasis (über zwei Dutzend Archive, 44 zeitgenössische Zeitungen aus der Tschechoslowakei, 40 aus Deutschland, Artikel aus 65 tschechoslowakischen, 37 deutschen, 16 französischen, 5 polnischen, je 2 oder 1 aus sieben weiteren europäischen Ländern und den USA – aber keine Erinnerungsbände, da „quasiliterarisch“ (S. 19)) meist gestochen scharfe Bilder zu liefern. Das Gros der Aufnahmen widerspiegelt signifikante Momente auf dem Feld der vom Vf. ins Zentrum seiner Untersuchung gestellten tschechisch-sorbischen Kulturkontakte. Immer wieder stehen dabei der in Prag von 1907 bis 1939 tätige „Tschechisch [später Tschechoslowakisch]-Lausitzer Verein“ [ab 1932 „Gesellschaft der Freunde der Lausitz“] sowie dessen Hauptakteur und späterer Vereinsnamensgeber Adolf Černý (1864–1952) im Zentrum.

Das dem Leser dargebotene Panorama von Aktivitäten ist wahrlich breit. Es reicht von organisierten Jugendkontakten bis zur Geschichte von Lehre und Studium der Sorabistik an der Prager Karls-Universität. Schon im Mai 1920 konnte eine auf den umfangreichen Sorabica-Sammlungen des Prager Nationalmuseums fußende Ausstellung über die sorbische Literaturgeschichte eröffnet werden, zu deren Besuchern auch

Staatspräsident Masaryk zählte (S. 98). Im Januar 1922 stellte das Prager Schulministerium 20 000 Kronen zur Verfügung (so viel, wie es dem Tschechisch-Lausitzer Verein für die Jahre 1919/20 an Unterstützung zugewiesen hatte), um eine Konzertreise sorbischer Gesangsvereine in die Tschechoslowakei zu finanzieren (S. 103). Seit Anfang der 1920er Jahre verbrachten sorbische Kinder einen Teil ihrer Ferien in „Kolonien", die vornehmlich in Mittel- und Ostböhmen lagen. Leider finden sich keine Angaben, wie viele sorbische Schüler auf diese Weise in der Tschechoslowakei weilten. Dafür liest man, dass das bereits erwähnte Ministerium als Träger der Ferienlager fungierte und zudem allein 1924 insgesamt 33 500 Kronen an Subventionen für Bildungskurse in beiden Lausitzen zur Verfügung stellte. Mit dieser Summe sollte auch die Herausgabe der Kinderzeitschrift „Raj" ermöglicht werden, deren unübersehbar programmatischer Titel [Raj = Paradies] dem sprachunkundigen Leser verborgen bleiben muss, da sich der Autor entschieden hat, jegliche Titel von Institutionen, Vereinen, Publikationen unübersetzt zu lassen.

Die hier nur exemplarisch zum Beleg der thematischen Bandbreite des Autors ausgewählten Kulturkontakt- und -transferbeziehungen des ersten Nachkriegsjahrzehnts behandelt Meškank als „konkrete Hilfe unter demokratischen Bedingungen", die den Sorben seitens der Tschechen so lange zugute kam, bis Hitler 1933 in Deutschland die Macht übernahm. Unter den neuen politischen Rahmenbedingungen wurde dann alles, wie im Sokol-Kapitel mit Verweis auf den „Druck der Verhältnisse" geschildert, immer nur schwieriger und schlimmer. So gesehen kann das kleine Wörtchen „dennoch" wenig überzeugen, welches der Vf. verwendet, wenn er die Zeitspanne von 1934 bis 1936 „als eine der produktivsten im tschechisch-sorbischen literarischen Leben" bezeichnet. Die augenscheinliche Spannung in der Darstellung von erfolgreich verkauften gegenseitigen Übersetzungen und dem Bericht über das erste sorbische Buch, das 1935 in Deutschland verboten wurde, wird nicht aufgelöst (S. 126 f.).

Für sein erstes Kapitel hat der Autor ein Teleobjektiv benutzt. Obgleich „Die Erste Tschechoslowakische Republik und die Lausitzer Sorben" überschrieben, werden nämlich nicht die ersten beiden Jahrzehnte der Existenz des in Prag regierten Nachbarstaates und dessen Beziehungen zu den Sorben beider Lausitzen behandelt, sondern zunächst sehr grobrasterig die Zeit des Weltkriegs und dann etwas feingliedriger die ersten beiden Nachkriegsjahre. Bei der Lektüre dieser Passagen gewinnt der Rezensent den auch beim Lesen der späteren Teile durchaus bestätigten Eindruck, dass der Vf. häufig glaubt, auf eine Auseinandersetzung mit der sicherlich nicht überreichen, aber eben doch vorhandenen Literatur verzichten zu können. Stattdessen überwiegen pauschale Be- und Abwertungen. Die Produkte marxistischer Geschichtsschreibung werden mehrfach, ohne ins Detail zu gehen, als unkritisch bezeichnet – wobei nicht ganz klar ersichtlich ist, ob mit dem Bestimmungswort „frühmarxistisch" (S. 17) Arbeiten aus den frühen 1950ern gemeint sind oder wirklich Werke aus der Zeit des frühen Marx. Auch die einzige Monographie, die – Meškank gibt es selbst zu – „den Bogen über einen größeren Zeitrahmen zu spannen (versucht)" (S. 13 f.), taucht nach zweimaliger Erwähnung in der Einleitung in keiner Fußnote mehr auf. Es handelt sich um eine Moskauer Dissertation von 1993, über die man lediglich erfährt, dass sie „in der politischen Umbruchsphase nach 1989" entstanden sei, als die „Archive Außenstehenden kaum zugänglich waren" und dass sich der Kollege aus Russland somit „notwendigerweise auf eine schmale Quellenbasis beschränken (musste) und von sorbischer Seite nur aus den Publikationen der einseitig orientierten marxistischen Geschichtsschreibung schöpfen (konnte)" (S. 18).

Dieses eigentlich ignorante Vorgehen scheint nun allerdings nicht nur Arbeiten zu betreffen, die den Vf. aufgrund ideologischer Einseitigkeiten oder (quellen)materieller Ärmlichkeiten fern und unzitabel anmuten. Weder mit Beiträgen, die nicht seiner Grundthese von der im Laufe der Jahrhunderte im „Verhältnis zwischen Tschechen und Sorben" gewachsenen „Pflichtgemeinschaft" entsprechen, noch mit Autoren, die nicht der Meinung sind, die Tschechen hätten „sich selbst in die Pflicht" genommen (S. 13), und zwar in eine „moralische Pflicht" (S. 17), findet eine inhaltliche Auseinandersetzung statt. Einzig Hinweise auf die darin verwandten Materialien scheinen von Bedeutung, doch Materialreichtum an sich wird anderen nicht konzediert. Der Autor wird Gründe haben, die mit Entdeckerfreude zu erklären sind. Und doch, bei näherem Hinsehen ist leicht festzustellen, dass es sich bei den zweifellos verdienstvollen Archivfunden Meškanks manchmal eben um Entdeckungen von Entdecktem handelt. Da helfen dann auch keine Verweise auf entlegenere Quellen, in denen das in der Literatur länger oder kürzer bekannte, jedenfalls bereits verarbeitete Material auch noch zu finden ist. Qualität von Qualifikation kann zudem nur begrenzt dadurch nachgewiesen werden, dass autorisierte und mitunter seit Jahrzehnten zugängliche (da gedruckte) Texte vom Vf. erneut übersetzt werden. Man kann das tun, wenn z. B. Auslassungen, Fälschungen, ja auch nur Ungenauigkeiten nachgewiesen werden. In jedem Falle aber sollte Wissensgewinn das Ziel sein und nicht Wissensnachweis.

Ein paar Beispiele mögen zur Illustration des Gesagten genügen. Sie sind mit Bedacht aus dem Bereich von Kapitel I gewählt, da der Rezensent diesen einigermaßen überschaut. Am Ende seines ersten Unterpunktes zitiert der Vf. in eigener Übersetzung eine Passage aus der 1920 erschienenen tschechischen Version von Masaryks Schrift „Das Neue Europa", die im Herbst 1918 fertig gestellt und urspr. in Englisch und Französisch gedruckt worden war. Meškank, der stets all seine Vorlagen in den Fußnoten wiedergibt, schreibt „... die Sorben befreien! Einen Schuss von Berlin entfernt soll es eine freie slawische Region geben?" (S. 32). Nun gibt es aber seit 1922 eine von Masaryk autorisierte Ausgabe in Deutsch, wo man liest „... die Lausitzer befreien wollen! Auf Schussweite von Berlin soll es ein freislavisches Gebiet geben?"[1] Die Unterschiede sind gering und doch, hätte er die in Berlin erschienene deutsche Ausgabe benutzt, wäre der Vf. vielleicht auch den möglichen Ursachen für die Tatsache nachgegangen, dass die besagte Passage in der ebenfalls 1922 erschienenen sorbischen „bezeichnenderweise" (S. 32, Fn. 54) fehlte.

Es ist erfreulich, dass Meškank neben den vielen gesichteten Archivbeständen auch Quellensammlungen ausgewertet hat. Bei der Lektüre der zwischen Präsident Masaryk und dem ersten tschechoslowakischen Außenminister Edvard Beneš während der Pariser Friedenskonferenz geführten Korrespondenz (ediert 1994 in Prag und parallel dazu in Berlin[2]) ist ihm offenbar entgangen, dass Masaryk wohl keine so große moralische Pflicht in sich spürte, die „Lausitzer" (in der tschechischen Version steht wirklich „Lužičany", was Meškank wie gesehen frei mit „Sorben" übersetzt) zu befreien. Schrieb er doch Anfang November 1918 aus New York an den in Paris agierenden Beneš über die künftigen Beziehungen des gerade erst gegründeten tschechoslowaki-

---

[1] T. G. Masaryk: Das Neue Europa. Der Slawische Standpunkt, Berlin 1922, S. 137.

[2] Peacemaking 1919 im Spiegel der Briefe Edvard Beneš' von der Pariser Friedenskonferenz, in: Berliner Jahrbuch für Osteuropäische Geschichte I/1 (1994), S. 213–255, I/2 (1994), S. 225–257.

schen Staates zu Deutschland: „Nechame jím Lužičany, ergo oni nám Němce.“[3] Der Rezensent hat dies mit aller Vorsicht, die bei der Übersetzung von Stichpunkten zu beachten ist, in seiner vom Vf. als „unentbehrliche Ergänzung“ (S. 18) eigener Archivarbeit bezeichneten Quellenedition so übersetzt: „Wir lassen ihnen [dem Deutschen Reich – F. H.] die Lausitzer [Sorben – F. H.], ergo [lassen] sie uns die Deutschen [in den böhmischen Ländern – F. H.].“[4] Fehlen Aussagen wie diese im besprochenen Buch, weil sie nicht in dessen Grundkonzept passen?

Da es sich um eine Qualifikationsschrift handelt, seien noch zwei handwerkliche Dinge angemerkt. Kleinigkeiten sicher, aber eben doch ärgerlich: Auf S. 33 zitiert der Autor aus einer der wohl meistdiskutierten Reden Masaryks, dem Auftritt vor der Prager Nationalversammlung vom 22. Dezember 1918, bei dem er davon sprach, dass die Deutschen „ursprünglich als Emigranten und Kolonisten“ ins Land gekommen seien. Als Quelle gibt Meškank das Gedenkbuch der tschechoslowakischen Rittmeister zum fünften Jahrestag der Selbstständigkeit von 1923 an. Wenn er schon Massen von Zeitungen durchgesehen hat, warum dann nicht ein Zitat aus einem der vielen deutschen Blätter von Weihnachten 1918 oder aber ein Verweis auf den ersten Band der 1933 erschienenen gesammelten Masaryk-Reden?[5] Aber der taucht im Verzeichnis der gedruckten Quellen gar nicht auf – offenbar war nur Band II (1921–23) vorhanden, denn auch die 1994 bzw. 1997 erschienenen Bände der Reden bis 1937 finden keine Erwähnung.

Der Vf. verweist auf S. 28 darauf, dass Masaryk im März 1915 eine „Territorialskizze“ der „Tschechoslowakei“ entworfen hätte, an die „auch die Lausitz angelehnt war“. Dass es sich um eine englische Karte handelte, in der er „Böhmen und die Slowakei“ und 1915 natürlich nicht die Tschechoslowakei hervorhob, erfährt der Leser ebenso wenig wie die Tatsache, dass die dann zitierten, auf die Lausitzen bezogenen handschriftlichen Erläuterungen Masaryks bereits 1994 auf den Seiten dieser Zeitschrift nachzulesen waren.[6] Vieles von dem, was aus Prager Akten über die „verspätete Nation auf der Friedenskonferenz“ ausgeführt wird, dürfte dem aufmerksamen Leser des „Lětopis“ ebenfalls bekannt vorkommen.

Schließlich eine Bemerkung zu den Anhängen und Anlagen. Bei Letzteren handelt es sich u. a. um eine Auflistung von Karten, die leider nicht faksimiliert wurden, obgleich im Text auf diese verwiesen wird (z. B. S. 37). Mit dem Ziel, „die z. T. kritischen Reflexionen von handelnden Personen über Ereignisse der Epoche, welche Thema der Arbeit sind, lebendig und wirklichkeitsnah zu veranschaulichen“, werden zehn Briefe und zwei Berichte je nach Provenienz in insgesamt sechs Sprachen abgedruckt. Das Schreiben des ehemaligen Vorsitzenden der kurz zuvor selbst aufgelösten „Gesellschaft der Freunde der Lausitz“, Jan Hejret, vom 17. April 1939 ist in der Tat ein erhellendes Dokument, was gleichwohl weniger die tschechisch-sorbischen Beziehungen als vielmehr die geistige Atmosphäre der ersten Protektoratswochen betrifft. Mit dem von

---

[3] Masaryk a Beneš ve svých dopisech z doby pařížských mírových jednány v roce 1919, hrsg. von Zdeněk Šolle, Praha 1994, S. 134.

[4] Weg von Österreich! Das Weltkriegsexil von Masaryk und Beneš im Spiegel ihrer Briefe und Aufzeichnungen aus den Jahren 1914–1918. Eine Quellensammlung. Ausgewählt, übersetzt und hrsg. von Frank Hadler, Berlin 1995, S. 547.

[5] Cesta Demokracie. Soubor projevů za republiky. Bd. 1: 1918–1920, Praha 1933, S. 10–25, hier: S. 20.

[6] Lětopis 41 (1994) 1, S. 92.

Meškank als „klug formuliertes Schreiben an die Gestapo Prag“ (S. 132) bezeichneten Dokument sollte eine Überprüfung aller ehemaligen Vereins- bzw. Gesellschaftsmitglieder verzögert, wenn nicht verhindert werden. Zu diesem Zweck wurde darauf verwiesen, dass die nach Adolf Černý benannte Gesellschaft stets „unpolitisch“ gewesen und auch nie für „eine Angliederung der Lausitz an Böhmen“ eingetreten sei. Man habe stattdessen die regelmäßig stattfindenden „Schlesischen Kulturwochen“ unterstützt, und wenn einer einen Keil in „die sich auf dem kulturellen Feld zwischen Deutschen und Tschechen bildenden freundschaftlichen Beziehungen“ stoßen wollte, dann waren es „hauptsächlich die deutsch-jüdischen Zeitungen in den böhmischen Ländern“. Die Juden mit ihrer „bekannten Art“ des Divide et impera wollten derartige „Widersprüche wirtschaftlich ausbeuten“ (S. 233). Aussagen wie diese bleiben leider unkommentiert.

Die hier besprochene Dissertation trägt ohne Zweifel viel von der großen Synthese in sich, die sie zu sein verspricht. Gleichwohl, etwas mehr Bescheidenheit im formulierten Anspruch – auch was den schön gereimten Titel betrifft – sowie etwas mehr Akzeptanz und Achtung vor der Leistung anderer hätten den unzweifelhaften Wert der Arbeit kaum geschmälert.

Frank Hadler